

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis

Von Michael Gebhardt

Gedenkrede zu Goethes hundertstem Todestag, gehalten in der Goethefeier der Deutschen Akademie, Ortsgruppe Rixingen

Hundert Jahre steht Goethes Sarg in der Fürstengruft zu Weimar. Zum hundertsten Male jährte sich der große Augenblick, da sein gereiftes Herz verstummte und sein Geist zur Weisheit einging, der er schon lange nahe war.

In jenen letzten Zeiten letzter Lebensüberschau hatte sich sein Auge immer wieder mit neuen Tiefenblicken gefüllt. Der alte Mund sprach Worte von prophetischer Größe und Schwere. Wenn die greise Hand sie niederschrieb, so geschah es aus dem Gefühle innerer Lebensverpflichtung heraus; denn tief trug Goethe in sich das Bewußtsein von der Bedeutsamkeit seines Lebens. Er empfand sein Leben längst nicht mehr als ein persönliches Eigentum, das nur ihm allein gehörte; er sah in seinem Leben vielmehr ein Geschenk an die ganze Menschheit. Zutiefst trug er diese Überzeugung in sich und tat alles, um ihr gemäß zu wirken und sich zu vollenden. Wenn er sich selber lebte, so schuf er damit bewußt an dem unvergänglichen Gleichnis seines vergänglichen Lebens. Aus diesem Grundgefühl heraus schrieb er wohl auch den hymnischen Endgesang seines „Faust“: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Dieses Wort gilt darum auch nicht für den „Faust“ allein, sondern für Goethe selbst, der in der Faustdichtung das große Gleichnis seines Lebens künstlerisch gestaltet hat.

Es ist das Große und Einmalige an Goethes Leben, daß er in jedem Alter das Erlebnis eines ganzen Zeitalters umfaßte und zur reinsten Verkörperung brachte*). Stufenförmig baute sich so sein Wirken und Schaffen immer höher hinauf. Auf jeder Stufe schuf er Endgültiges und Unvergängliches. In beständigem Wachstum schritt er immer wieder über sich selber hinaus, sein geistiger Blick gewann immer weiteren Schraum für das Erlebnis seiner Zeit und immer neue dichterische Schöpfungen wuchsen daraus hervor. Die Bilder seines Lebens waren und sind darum auch immer Sinnbilder für seine Zeit und für sein Volk.

Wenn ich nun die einzelnen Bilder seines Lebens zu zeichnen versuche, werde ich stets auch das in ihnen wirkende Lebensgesetz aufzuzeigen haben. Das schöne Wort aus dem „Faust“: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ soll meine Worte wie ein tiefer metaphysischer Glockenton von ferne her begleiten.

Zunächst die Vorfrage: Woher stammte Goethe?

Der Garten, aus dem seine Kindheit erwuchs, stand voll von den harten Palmen ernstester Arbeit und voll von der Pracht blühender Phantasieblumen. Eine durchgeistigte Luft umwehte ihn schon in den ersten Knabenjahren. Vater und Mutter waren geistige Menschen. Aber ihre Herkunft und ihr Lebenssinn waren grundverschieden. Der Vater entstammte einem alten Handwerksgeschlechte, das sich durch Fleiß und Stetigkeit zum begüterten Bürgertum emporgearbeitet hatte. Deswegen konnte auch Goethes Vater dem Studium zugeführt werden. Er war

*) Vergl. die neuere Goetheliteratur, die vor allem das dynamische Weltbild Goethes zu zeichnen sucht. Sie liegt teilweise auch den folgenden Ausführungen zugrunde.

der erste seines Geschlechtes, der einem geistigen Beruf diene. Wieviel harte Mühe lag auf seinem Wege zum Advokaten und kaiserlichen Rat in Frankfurt a. M.? Von dem Zusammenraffen der noch ungeübten, etwas schwerfälligen geistigen Kräfte blieb zeitlebens eine herbe Verschlossenheit und düstere Strenge in seinem Gemüth zurück. Goethes Mutter hingegen war dem regen und beweglichen Geschlechte der Textor entsprossen, die seit Generationen im Geistigen beheimatet waren. Daher hatte sie auch den Liebreiz und die Anmut einer phantasievollen Seele; frühzeitig führte sie ihren hochbegabten Knaben in das schöne Land der Dichtkunst ein, während der Vater streng und unnachsichtig die Bildung seines Sohnes nach einem festen, unabänderlichen Plan zu gestalten unternommen hatte. Zwischen Vater und Mutter schaukelte so das Lebensschifflein des kleinen Wolfgang hin und her und beide Eltern legten als Tracht das Erbgut ihres so grundverschiedenen Geschlechtes hinein.

Mit den Jahren wirkte sich dieses Erbgut in immer kräftigeren Einzeltönen aus. Die Erbgesezlichkeit, unter deren dunklen Drang sich Goethe gestellt fühlte, sprach er später, zum allgemeinen Lebensgesez formuliert, folgendermaßen aus: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherrn in sich begreift und alle bisher vereinzelt und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht.“

Die Stadt Frankfurt, in der Goethe am 26. August 1749 geboren wurde, konnte seinem Jugendalter nicht allzu viel bedeuten. Frankfurt zählte damals etwa dreißigtausend Einwohner, war also kaum größer als eine mittlere Kleinstadt, alt, verwinkelt, aber historisch lebendig. Gerade die Geschichte und das mit geschichtlichen Ereignissen verbundene zeitweilige Aufbrausen der Stadt bot manche Anregung für die Phantasie des Knaben, wenn auch Frankfurts eigentliche Blütezeit vorüber war. Immerhin war es historischer Boden und politische Leidenschaften pflegen auf historischem Boden heftigere Färbungen anzunehmen als anderswo. Französischer Einfluß, französisches Theater, französische Umgebung und preußisch-friederizianische Gesinnung prallten in Goethes Vaterhaus heftig aufeinander, regten den kleinen Wolfgang an und regten ihn auf und manche andere menschliche Erfahrung häufte allzu frühe kaum tragbare Seelenlasten in die kleinen Räume seines Knabenherzens. Dazu füllte der Vater seinen Verstand unaufhörlich mit alten und neuen Sprachen, mit juristischem Wissen und allem möglichen anderen Bildungsstoff an. Mit dieser gelehrten Ausstaffierung kam der sechzehnjährige Goethe auf die Universität nach Leipzig, ein wunderliches Gemisch von Frühreise und Skepsis. Das Experiment dieser Leipziger Studentenzeit endete mit dem körperlichen und geistigen Zusammenbruch des jungen Goethe. Das nachfolgende Krankenlager bereitete die doppelte Wiedergeburt zum Leben in ihm vor.

Die Brausezeit des großen Frühlings brach an, als Goethe einundzwanzigjährig durch die oberrheinische Frühlingslandschaft auf die Universität Straßburg zog. Schon von weitem umfaßte sein Auge die fliegende Höhe des Münsterturmes. Und es währte nicht lange, so wetterleuchtete in ihm die Erkenntnis, daß sein Geist geburtsverwandt sei mit dem Geiste des Münsterturmes, der so gefühlsberauschend in die Höhe sprang, der die

Gesetze der Schwerkraft in den Steinen zu leugnen schien und sich frei und kühn in den Himmel warf als eine brausende Hymne der Gottes-
trunkenheit, der Gottvermessenhaftigkeit. Urgefühle entluden sich in diesem leidenschaftlichen Drang nach oben. Diese kraftvolle Prächtigkeit eines unfaßbaren Ausdruckswillens schien alle rationalen Gesetze zerbrochen, zum wenigsten übertönt und betäubt zu haben. Hier herrschte das Irrationale, die Freiheit, der Triumph des Gefühls, die Wucht der Empfindung, der Kraustrauch stürmenden Lebens.

Das war auch die Stimmung der Zeit des jungen Goethe, der hier im gotischen Empfindungsrausch ein Symbol ihrer eigenen geistigen Seelenlage erlebte. Die ganze bisherige Lebensordnung war fraglich geworden. (Korff „Geist der Goethezeit,“ Bd. 1.) Die Vernunftgesetze der Aufklärung gerieten ins Wanken. Staatliche Ordnungen und Moralgesetze verschoben sich bis in ihre Fundamente. Ja das Leben selbst war in seinem Sinn und Wert problematisch geworden. Dampf gäerte eine neue Zeit herauf. Rousseau, „der Sturmvogel der französischen Revolution“, kündigte sie an. Herder und Goethe waren Apostel dieser neuen Freiheitsbewegung für das deutsche Geistesleben. Straßburg hieß eine ihrer Geburtsstädte. Wo das Leben in seiner Ursprünglichkeit zu finden war, da suchte nun Goethe das Leben: die Katarakte seiner Leidenschaften bei Shakespeare, seinen Wiegenliedern bei Homer, seine Ursprünglichkeit im Volkslied, den dunklen Urstrom der Religiosität in der Bibel und die eigene Erlebnisfülle in einer schuldvollen Liebe zu Sessenheim.

Aus dieser Lebensstimmung heraus schuf er seine ersten großen dichterischen Symbole. Im „Götz von Berlichingen“ erhebt sich die eiserne Faust gegen die herkömmlichen Rechtsbegriffe. In der Gretchentragödie wird gegen die Gesetze der bürgerlichen Moral verstoßen. Im „Prometheus“ empört sich das eigene Schöpfergefühl gegen den Schöpfer im Himmel. In Werthers Leiden wird das Leben selbst zerbrochen, weil es als die letzte Begrenzung und Einengung für den Freiheits- und Empfindungsdrang des seelenüberladenen Menschen empfunden wird. Das umfassende Sinnbild für alle die Formen ungebändigten Freiheitsdranges ist die Faustdichtung jener Jahre: der Urfaust mit seiner dunklen Begierde nach der Allheit des Lebens. Es ist das große Lied vom Leide und dem Zusammenbruch der dämonischen Menschenseele. — —

Über die Grenzen des Lebens selbst hinaus hatte das Pendel in Goethes Leben ausgeschlagen, bis hinein in die Trostlosigkeit der Selbstvernichtung. Das Ideal der Freiheit, das doch ein positives ist, war durch eine Übersteigerung negativ geworden. Das hochgeworfene Lebenspendel mußte mächtig zurückfallen, der Sturm der Grenzenlosigkeit sich in eine bewegte Gesetzmäßigkeit verkehren. Etwa dreißig Jahre umfaßte diese zweite große Lebensperiode, die Zeit dieser inneren Wandlung, in Goethes Leben. Sie ist gekennzeichnet durch zwei äußere Ereignisse: durch die Berufung Goethes nach Weimar (1775) und durch den Tod Friedrich Schillers (1805).

Mit puritanischer Härte faßte den Goethe der ersten Weimarer Zeit das Leben an. Der Stürmer und Dränger, der bisher nur sich selbst besaß hatte, hatte bald der Allgemeinheit zu dienen. Sein Amt als Minister forderte wachend und träumend seine ganze Gegenwart — schwer lastete

(nach einem andern seiner Worte) des Lebens Bürde auf ihm. Die Forderungen des Tages verlangten alle inneren und äußeren Kräfte für ihren Dienst. Dazu setzte Frau von Stein der Liebesleidenschaft des Dichters eine unverrückbare Grenze. Als Dichter und als Liebender mußte Goethe lernen, Entsagung zu üben.

Zwar schwankt das innere Lebenspendel auch jetzt noch manchmal heftig hin und her, so etwa als Goethe nach Italien entflo, als er Christiane Vulpius zu sich nahm, als Schiller in seinen Lebenskreis trat, aber eine innere Gesetzmäßigkeit war von nun an fühlbar. Goethes Wille klang immer stärker mit dem allgemeinen Lebensgesetz zusammen, das er aus sich heraus erschaffen wollte. Der einstige Lebenszertrümmerer wurde zum Lebensbaumeister. Eine Reihe von Umständen hatten diese geistige Umformung bewirkt. Durch Herder war ihm eine Klärung seiner religiösen Ansichten zuteil geworden: er bäumte sich nun nicht mehr im Titanentrog gegen den Weltchöpfer auf, sondern betrachtete und fühlte sich selbst als Teil einer gottdurchglühten Welt. Durch das Anschauen der antiken Kunst in Italien war ihm ein neues Kunstideal entstanden, gleichzeitig gingen ihm auch seine großen naturphilosophischen Gedanken auf, so die Idee von den Urformen bei Pflanze und Tier. Unter Schillers Freundesnähe erhielt sein Dichten und Denken weiterhin neue Bewegung und Ergänzung. Aus ihrer Verbindung erwuchs ein neues Lebensideal: die klassische Humanität. Eine Reihe dichterischer Sinnbilder veranschaulicht diesen neuen Geist der klassischen Humanität: Iphigenie hat die höchste Art von Freiheit gerade im Dienen gefunden (Korff, Ztschr. f. Deutschl. 1932). Tasso scheitert am Leben, da er die Kraft zur Bändigung seines inneren Überschwanges nicht besitzt. Wilhelm Meister findet im Zusammenwirken mit der Allgemeinheit seine innere Befriedigung. Hermann und Dorothea sind die freiesten Menschen schon von Natur aus, da ihr Gefühl und ihr Wille nur das begehren, was sie selber sind. — Und Faust, der Raft- und Rußelose? Goethe hat den Faustplan längst so umgestaltet, daß auch Fausts Irrtum im Ratcliffe Gottes liegt und das Göttliche in Faust trotz aller Irrwege zu Gott heimführen muß. Der Aspekt auf das Ende der Tragödie ist hier bereits gegeben. —

Goethe, der subjektivste aller Dichter, hat die objektive Form der klassischen Dichtkunst geschaffen. Er ist nun fünfundsünfzigjährig und tritt ein in die letzte große Epoche seines Lebens. Er ist der große Weise von Weimar, der Unnahbare, der Olympier, die vollendete Harmonie — so sehen ihn viele. Aber nur wenige ahnen, daß der unendliche Lebensdrang, das faustische Sehnen in ihm, nicht erstorben ist, sondern gegen die mühsam erworbene Harmonie immer wieder mächtig aufsteht und die innere Ruhe zu zersprengen droht. Seit seiner Jugend hat Goethe nie mehr so sehr sich selbst hingegen leben können, als in diesen Altersjahren. Er verwaltet längst kein Staatsamt mehr, sondern lebt nur der Kunst und der Wissenschaft, lebt nur sich selbst. Alles will nun sein Geist umspannen. Sein Haus weitet sich zum Museum. Die verschiedensten Wissenschaften drängen sich in seiner Studierstube zusammen. Orient tritt in großartige Sicht. Sein Geist schillert in allen möglichen Prismen. Das Leben selber lockt noch einmal mit den Farben der Jugend, mit den Gefühlen der Liebe. Es gelingt nicht mehr, die zurückgedämmte Glut zu

halten. Die mühsam erworbene Harmonie zerbricht, als Goethe, der vierundsiebzigjährige, um die neunzehnjährige Ulrike von Levetzow wirbt. Wie nahe brachte ihn dieser Augenblick wieder den Gretchenzeiten!

Letzten Endes gilt jetzt dem Dichter auch im Geistigen subjektives Erleben wieder mehr als objektive Gesetzmäßigkeit. Das prägt sich nicht bloß in dem größten seiner wissenschaftlichen Werke, in der „Farbenlehre“ aus, wenn er die Farben als eine schöpferische Tat des menschlichen Auges erklärt, sondern auch in den großen Altersdichtungen. Der Roman „Die Wahlverwandtschaften“ stellt geradezu den Konflikt zwischen Gesetz und Leidenschaft dar. Wenn auch die Gesetzesform der Ehe unbedingt vor dem Sturm der Liebesleidenschaften gerettet werden muß, so beweist schon die Tatsache, daß dieser Roman überhaupt geschrieben wurde, wie sehr Goethe mit den Mächten und Rechten der Leidenschaften sympathisierte. Die „Marienbader Elegie“ stellt sich als erschütterndes Selbstzeugnis hart in die Nähe der Wahlverwandtschaften. Im „West-östlichen Divan“ erglänzt die Pracht der Leidenschaft in wundervoll aufglühenden Gesängen neben dem Tiefsinn erhabener Weisheiten; das Buch der Liebe übertrifft alle andern an dichterischer Vollendung. Und erst der zweite Teil des „Faust!“ Der Gehalt sprengt hier die Form. Um inneres Erleben auszudrücken, ballen sich die Worte oft wunderbar zusammen (wie in der Jugend) und die Meerflut des Inhaltes strömt über die Schranken der Kunstgesetze kühn hinweg. Denn Leben steht auch dem alten Goethe höher als Dichten.

Goethes Leben ist Lebensgestaltung. Aus immer neuen geistigen Antrieben wuchs es hervor. Leben war ihm darum auch nie ein ruhender Besitz, sondern eine Forderung, frei und selbständig immer neues Leben zu ergreifen und zu schaffen. Strebendes Bemühen hat es Goethe selbst geheißt und diesen Drang nach stets neuer Ausformung und Umformung der eigenen Persönlichkeit als göttlichen Auftrag empfunden. So konnte sich für ihn das irdische Leben auch nicht in untätiger Lebensbetrachtung erfüllen, sondern mußte zu rastloser Tätigkeit anspornen. Leben hieß für ihn tätig sein. Es ist bezeichnend für die Innerlichkeit seines Denkens, daß er aus dem Tätigkeitsdrange des Geistes auch die Gewißheit von einem Fortleben nach dem Tode schöpfte. Wie er das menschliche Wirken in der Welt als ein Gleichnis des weltwirkenden Gottes empfand, so wurde ihm auch das irdische Leben der Tat zu einem Gleichnis tatenerschaffender Ewigkeit. Die ersten Triebkräfte des Lebens waren also für ihn Streben und Tätigkeit. Sie verbürgten für das menschliche Leben Größe und Weite.

Goethe war sich aber nicht nur der Größe, sondern auch der Grenze aller Persönlichkeitskultur bewußt. Da sich die Ausbildung zur Persönlichkeit nur innerhalb der menschlichen Gesellschaftskultur vollzieht (vergl. hiezu die Schriften von Rudolf Eucken!), ist es unvermeidlich, daß eigene Lebensstürme oft allzu heftig übergreifen in den menschlichen Umkreis und fremdes Leben in die Gefahrenzone des eigenen Lebens ziehen. Eine Stimme muß da sein, die Halt gebietet. Wir wissen es, oft und oft hat Goethe sich selbst in den strudelnden Gärungszeiten seines Lebens Halt geboten. Es seien nur die Namen Friederike, Lotte, Lilli, Frau von Stein, Minna Herzlieb, Marianne von Willemer genannt, um sich daran zu erinnern, wie oft und wie schwer der Liebende Entsagung geübt hat.

Oder man denke an Wilhelm Meisters Wanderjahre, denen Goethe selbst den Titel „Die Entzagenden“ gegeben hat.

Entsagung, schuldvoll oder leidvoll geübt, mußte schon allein Goethe davor bewahren, sein Bewußtsein in stolzem Hochmut zu überspannen. Da er außerdem Geist und Kraft seines Wesens nur in Zusammenhang mit dem gottdurchglühten Weltganzen fühlte und übte, so verband sich in ihm die Ehrfurcht vor höheren Mächten mit dem Ich-gefühl. Dadurch gewann sein Denken einen eigenartigen religiösen Zug. Der Aufbau seiner geistigen Persönlichkeit vollzieht sich innerhalb der von der Ehrfurcht gesetzten Grenzen und bestätigt das schöne Wort aus seinem Munde: „Wer nicht mit Bewunderung und Erstaunen anfangen will, der findet nicht den Weg in das innere Heiligtum.“

Streben und Tätigkeit, Entsagung und Ehrfurcht wirken miteinander und ineinander in Goethes Persönlichkeit. Wie vier Gestirne schließen sie sich zu einem schönen Sternbild zusammen und halten sich gegenseitig durch ihre inneren Kräfte gebunden. Die Spannungen von Spiel und Gegenspiel liegen alle innerhalb der beiden großen Pole, an denen die Menschheit hängt: zwischen Freiheit und Gesetz — zwischen Individuum und Gemeinschaft. Gleichnißhaft haben wir in Goethes Persönlichkeit diese beiden Welt- und Menschheitskonflikte miterleben können. Vom Forum der Goethischen Persönlichkeit aus seien diese beiden Lebensspannungen noch einmal betrachtet und gewürdigt.

Zunächst die Spannung zwischen Freiheit und Gesetz! Ich folge hier in meinen Ausführungen vielfach den Gedankengängen eines feinsinnigen Seelenkenners unserer Zeit. (P. Lippert.)

Da der Reichtum wachsender Persönlichkeit aus unterirdischen Seelengründen und aus geistigen Tiefen oft rätselhaft hervorquillt, ist ein freier und ruhiger Raum vonnöten, in dem sich die Seele ohne Zwang und Störung entfalten kann. Der geistig gesinnte Mensch hat ein Recht auf einen solchen Raum der freien Entscheidung und kann und muß es fordern, daß die Zäune und Schranken des Gesetzes für ihn an die äußerst mögliche Grenze gesetzt werden, damit er nicht im Kampf mit zu engen Bindungen gerade die wertvollsten Kräfte verbrauche. Und er hat ein Recht auf Ruhe, damit sein Eigenleben mit dem Willen des Gesetzes innerlich verwachsen kann. Nur eine große Seele kann diese Ruhe und den Raum gewähren und sich freuen, wenn Eigenleben und Eigenpersönlichkeit wächst und sich entfaltet. Die enge Seele, die vielleicht selbst in sich weder Ruhe noch Raum hat, wird es versuchen, „durch eisernes Kommando und schroffen Ton eine Ordnung mechanisch zu erzwingen . . .“

In dem Widerstreit von Gesetz und Freiheit „bleibt uns also nur übrig, unser Vertrauen entweder auf die starre und dabei sehr gebrechliche Mechanik des Gesetzes und der Gesetzesanwendung oder auf das in Persönlichkeiten sich offenbarende Leben des Geistes zu setzen, wie mangelhaft und trüb es sich auch offenbaren mag. Die Wahl kann uns nicht schwer fallen.“

Von diesem geistigen Blickpunkt aus stellt sich Goethes Persönlichkeit also dar: Er baute sein Leben von der Freiheit her auf; so war sein Leben für ihn Streben und Tätigkeit. Und er machte aus freier Selbstbestimmung heraus das Gesetz zu einer Blutader seines Lebens; darum war es auch Entsagung und Ehrfurcht. Weder der heiße geniale Triebmensch, der

Goethe in seiner ersten großen Lebensperiode war, stellt sein Lebensideal dar, noch der höfische Weltmann der ersten Weimarer Zeit. Beide zeigen nur je eine Seite seines Wesens. Er selbst hat sie dichterisch in seinem Tasso-Drama einander in ihrem tragischen Widerstreit gegenübergestellt. Er selbst ist der Eine und er ist auch der Andere. Seine Sehnsucht aber geht über beide hinaus. Der er möchte sein, steht über beiden, über Tasso und über Antonio. Ihn hat er sich vorgebildet in der Gestalt des Herzogs von Urbino, der einen Tasso und einen Antonio versteht und beide mit gleicher Milde und schonender Gerechtigkeit behandelt. Gemahnt uns diese Gestalt des Herzogs nicht an den Goethe des reif gewordenen Alters? Ist sie nicht zugleich ein wundervolles Gleichnis für den höchsten aller Gedanken? Freiheit ist ein Geschenk von oben — und Geseßlichkeit ist ein Gebot von oben. Wie der Mensch, zwischen beiden Himmelsgaben wählend, doch beide vereinigen soll, das vermag ihm allein Gott zu zeigen, der Orient und Okzident zugleich im Frieden seiner Hände hält. Wie tief Goethe die Gerechtigkeit d. h. die Tugend ehrte, die Freiheit und Geseß friedlich vereinigt, das erschen wir daraus, daß er Gott als den einzigen Gerechten preist und diesen Namen unter hundert andern nennt als den letzten, bevor er das heilige Wort „Amen“ spricht.

Er, der einzige Gerechte,
 Will für jedermann das Rechte.
 Sei, von seinen hundert Namen,
 Dieser hochgelobet! Amen.

Ein Mensch, der solche Worte bilden konnte, sollte nur mit Ehrfurcht genannt werden, selbst wenn unser Auge auf den Staub fallen sollte, der auch seine Schuhe bedeckte.

Das Menschheitsideal, das Goethe gleichnishaft verkörpert, ist das Ideal der großen freien, autonomen verantwortungsvollen Persönlichkeit. Es ist das Ideal des Individualmenschen, der im Zeitalter Goethes seine höchsten Ausformungen gefunden hat. Im Gegensatz hiezu ist unsere Zeit bestrebt eine neue werdende Menschenform auszubreiten, den „Kollektivmenschen“ d. h. den vergesellschafteten Menschen, der im heutigen Rußland bisher seine einseitigste Regelung gefunden hat.

Dem Individualmenschen bedeutet die Vollendung der Persönlichkeit alles, er trifft seine Entscheidungen vor Gott und vor seinem Gewissen. Die Schaffung des Kollektivmenschen will dagegen die freie Persönlichkeit auslöschen und setzt an die Stelle des von innen her wirkenden Gewissens den äußeren Zwang und die Mechanik der Organisation. Es ist die Tragik unserer Zeit, daß man als das letzte Mittel gegen diese drohende Menschheitsform die Gegenorganisation in Anspruch nimmt und damit wiederum unerseßliche Persönlichkeitswerte vernichtet.

So lastet heute eine tiefe Trauer auf allen in die Weite und in die Tiefe strebenden Persönlichkeiten. Das drückende Gefühl will nicht verstummen, daß heute das Geistesleben auf vielen verlorenen Posten kämpft. . . .

Und trotzdem

Das Leben hat seine eigenen Geseze . . .

Uns Deutschen und der Welt wurde nicht umsonst ein Goethe geschenkt. Es ist kein Zufall, daß in unsere dunkle Zeit ein so helles Gedenden fällt.

So sei auch mein letztes Wort nicht dunkel, sondern hell und sonnenhaft und von Ehrfurcht warm durchleuchtet. Noch einmal wende sich unser ganzer Blick zurück zur Fürstengruft in Weimar und es sei in dieser Stunde wenigstens unser Herz bereit, einen grünen Kranz niederzulegen am Sarge des Großen Goethe.

Der römische Limes und seine Vernichter in Rätien

Von Dr. Dr. Eidam. (Schluß).

3. Untersuchung der Kastelle.

Kaiser Caracalla (213 n. Chr.) hatte die Alamannen mehr durch Geld als durch siegreiche Kämpfe bewogen, weiteres Vordringen zu unterlassen, war aber dann eifrig bestrebt, den Limes zu verstärken nicht nur durch Umwandlung einiger Numeri in Cohorten, durch Aufbau einiger zerstörter Kastelle im Taunus, durch Errichtung eines Kastells und einer Stadtmauer in Faimingen, diesem wichtigen Donauübergang, sondern für Rätien durch Abschluß der rätischen Grenze mittels einer drei Meter hohen Steinmauer, wodurch am wirkungsvollsten das Reitervolk der Alamannen getroffen wurde. Das tat auch 20 Jahre lang seine Wirkung, im letzten Jahr aber holten die Alamannen das mit einem Schlag nach, was sie in den 20 Jahren ruhen ließen, durchbrachen auf der ganzen Linie den Limes, zerstörten die Kastelle und verwüsteten alles bis Augsburg. Leider gibt es keine historischen Nachrichten über diese Katastrophe, aus denen einwandfrei hervorginge, daß infolge dieses ungeheueren Sieges Rätien bis zur Donau frei geworden und der rätische Limes etwa bis Kastell Buch oder Alen im Westen und bis Kastell Pföding im Osten von den Römern aufgegeben worden wäre, so daß hier die Donau wieder zur Grenze wurde und ein kleiner Limes die Lücke zwischen Alen und Faimingen ausfüllte. Von manchen wird behauptet, daß auch der rätische Limes wie der obergermanische erst 260 n. Chr. gefallen sei. Man sollte denken, daß eine Untersuchung der Ausgrabungen der rätischen Kastelle diese Frage zur Entscheidung bringen könnte. Freilich sind die Ausgrabungen der Kastelle nicht gleichwertig, bei vielen sind die Funde zu gering, bei manchen sind die Ausgrabungen durch Felberbestellung oder aus anderen Gründen behindert gewesen und so können bei 25 Kastellen, die in Betracht kommen, nur 14 annähernd gut verwertet werden, während 11 nur geringe Funde, vor allem zu wenige Münzen, hergeben. Alle sind nur dahin verwertbar, ob durch Brandspuren eine Zerstörung stattgefunden hat, wobei wohl die Regel sein wird, daß die verbrannten Kastelle vorher erobert worden sind. Von den nicht Verbrannten darf man annehmen, daß sie durch Übergabe ohne Verteidigung verloren gingen.

Zur Veranschaulichung diene umstehende Skizze. Auf derselben sind hinter der Limeslinie von Walldürn im Westen bis Pföding im Osten 25 Kastelle eingezeichnet, von denen die westlichen 13 für uns nicht direkt